

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Donnerstag, 19. Januar

1928.

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

„Wo Benno nur bleibt?“ sagte sie.
Da fragte Konni plötzlich: „Was machen Brauns, geht es ihnen gut? Schafft Eva immer noch so tüchtig?“
Sie zog die Achseln.
„Ich weiß nichts von ihnen, auch das Mädchen sehe ich selten.“
Ihr Mann trat zu ihnen. Konni erhob sich.
„Na, da bist ja!“ sagte Treu, ihm die Hand hinstreckend. „Wie geht's?“ Er sah Konni prüfend an.
„Danke, gut, Onkel Benno, und dir?“
„Glänzend!“
Treu sah auf seine Frau.
„Verzeih, ich habe dich ein bißchen lange warten lassen.“
Von seiner Frau zu Konni hinsehend, sagte er: „Na, nun gehen wir wohl in den Speisesaal?“
Während sie sich gleich danach am Tisch gegenüber saßen, stellte Treu mit Befriedigung fest, daß die Wiedersehensfreude der beiden entschieden etwas sehr Maßvolles hatte. Er war nun ganz beruhigt. Während der Mahlzeit erzählte Konni von seinem letzten Aufenthalt in Wienrode.
„Daß dein Vater mit dem Bau des Kurhauses schon im Gange ist, weißt du?“ fragte er Hede.
Nein, sie wußte es nicht, die Mutter hatte ihr kein Wort davon geschrieben und mit dem Vater korrespondierte sie nicht.
„Warst du bei meinen Eltern?“
„Ja, natürlich! Es waren schon viel Fremde in Wienrode. Die Waldluft war gestopft voll.“
Treu beteiligte sich nicht an dem Gespräch. Konnis Blick ging zufällig über sein gelangweiltes Gesicht, und er dachte: „Gewiß hört er nicht gern von diesen Sachen.“ Er wechselte sofort das Thema.
„Agnes Ihde hatte sich sehr über deine Einladung gefreut und es nachher sehr bedauert, daß sie deines schlechten Befindens wegen abgesagt werden mußte.“
„Das tut mir leid. Aber woher weißt du davon, warst du denn noch zu Hause?“
Sie sah ihn fragend an.
„Nein, Agnes schrieb es mir.“
„Ihr korrespondiert miteinander?“
„Ja, sogar sehr fleißig.“
Er lächelte ein wenig dabei, wie er es sagte, und wußte doch nicht, warum er das tat. Dieses Lächeln trübte Hede und ihre Augen bekamen langsam wieder den kühlen Blick und ihr Gesicht den hochmütigen Ausdruck.
„Ich werde meine Einladung an Agnes mündlich wiederholen. Morgen oder übermorgen fahren wir nach Wienrode.“
Ihr Mann sah sie erstaunt an. „Kannu, davon ist ja noch gar nicht die Rede gewesen!“
„Mir ist auch eben erst der Entschluß gekommen.“
Er schüttelte den Kopf.
„Und ich werde gar nicht erst gefragt?“
Sie legte leicht die Hand auf die seine und bat: „Du wirst nichts dagegen haben, gelt?“
„Na, weißt du, gerade entzückt bin ich nicht von

deinem Entschluß. Wozu sind wir eigentlich nach Berlin gefahren? Ich rechnete mit einem Aufenthalt von wenigstens einer Woche und nun willst du schon nach einem Tage fort.“

„Du mußt dir doch Berlin erst richtig ansehen“, sagte Konni, „es ist so schön, und es gibt so viel Sehenswertes hier, das man unbedingt genießen muß; bleibt schon ein bis zwei Wochen hier.“

Sie wollte es sich überlegen. Man machte nach Tisch einen Spaziergang durch den Tiergarten und am Abend ging man zu dritt ins Theater.

Hedes Stimmung hob sich indes nicht, und sie verbrachte eine schlaflose Nacht. Am nächsten Morgen verlangte sie die Abreise.

Von Konni verabschiedete man sich telephonisch.

„Mit dir ist auch gar nichts anzufangen“, schalt ihr Mann; aber froh darüber, daß sein Verdacht, zwischen Hede und Konni könne eine innige Seelengemeinschaft bestehen, sich als grundlos erwiesen hatte, nahm er ihr ihre Launenhaftigkeit nicht weiter übel. Denn ihr plötzliches Verlangen nach Wienrode hielt er für nichts anderes als Launenhaftigkeit.

Am Spätnachmittag traf man in Wienrode ein. Hedes Eltern waren über den unerwarteten Besuch ganz aus dem Häuschen. Sie fragten so viel auf einmal, daß Hede sich die Ohren zuhielt und bat: „So laßt mich doch erst einmal zur Besinnung kommen, dann werde ich erzählen.“

Die Mutter umarmte sie.

„Gott, mein Mädel, wie ich mich nach dir gesehnt habe!“

„Warum bist du nicht zu uns gekommen?“

Frau Lie sah ihren Schwiegerjohn an.

„Wir hätten uns gefreut.“

Wie fremd das klang. Hede sah ihre Mutter an. Die tat, als hätte sie Treus Worte gar nicht gehört.

„Komm, Mama, gehen wir in mein Zimmer.“

„In einer halben Stunde ist das Essen fertig“, rief Lie den Frauen nach. Dann wandte er sich an seinen Schwiegerjohn: „Meinen Bau müssen Sie sich heute noch ansehen, ich sage Ihnen, das wird etwas ganz großartiges.“

„Wir sind vorhin daran vorübergefahren.“

„So? Na ja, aber richtig ansehen müssen Sie ihn.“

Er rief den Kellner und gab Befehl, eine Flasche Rotwein warm zu stellen.

„Nach solcher Fahrt, wie Sie sie hinter sich haben, hat man Durst.“

Treu widersprach. Jetzt hätte er gar keinen Appetit auf Wein. Vielleicht später.

Er wollte nun erst einmal gehen, um sich den Reifestaub abzuwaschen.

„Ach, ja doch, ein Zimmer! Die Hede ist natürlich hinaufgegangen in das ihre. Für Sie beide wird's am Ende zu klein sein. Aber wenn Sie wünschen, könnte man es so einrichten: da liegt gleich nebenan das Wohnzimmer, wenn man ein Bett dahineinstellt? Die Zimmer Hedes müssen überhaupt nächstens umgestellt und für zwei Personen eingerichtet werden, daß sie

immer für Sie bereit sind. Ja, so muß es gemacht werden. Ich will das noch heute mit meiner Frau besprechen. Und wenn Sie wünschen, kann man sie sofort für die erste Nacht einrichten, erst einmal provisorisch.“

Sie zappelte förmlich vor Dienstbereitschaft.
„Nein, nein, danke“, sagte Treu. „Nur keine Umstände. Geben Sie mir ein Gastzimmer.“

Sie rief den Kellner.

„Für den Herrn Baron die Fürstenzimmer!“

Der Kellner suchte noch am Schlüsselbrett, als Sie zu Treu sagte: „Letzten Sommer haben Großherzogs darin gewohnt.“

Treu hatte das Gefühl, daß er ungeheuer stolz darauf war. Aber er tat ihm nicht den Gefallen, davon Notiz zu nehmen. Wortlos folgte er dem vorausgehenden Kellner. Mit dem Umkleiden beeilte er sich auch nicht.

Als er endlich im Speisesaal erschien, warteten seine Schwiegereltern und Hede schon auf ihn.

„Lieber Benno, wir haben an Holldorfs telephoniert und sie davon benachrichtigt, daß Sie eingetroffen sind“, berichtete Sie, „ich habe die Herrschaften gebeten, uns die Ehre ihres Besuches zu machen, aber sie haben leider abgelehnt. Frau Baronin hat Migräne.“

„So!“ Treu sah vor sich hin. Sein Gesicht drückte Mißstimmung aus.

Die Frauen errieten sofort, daß ihm die allzu große Freundlichkeit seines Schwiegervaters unangenehm war. Hede hatte dem Vater gleich gesagt: „Du hättest das nicht tun sollen.“

Aber es war von ihm doch gut gemeint. Hede sagte nach des Vaters Hand und drückte sie.

„Mir ist es lieber, wir haben den ersten Abend unseres Wiedersehens ganz allein für uns.“

„Dann erlaubst du vielleicht, daß ich nach dem Essen auf ein Stündchen zu Holldorfs gehe, um sie zu begrüßen?“ fragte ihr Mann.

„So war es nicht gemeint, Benno, aber natürlich hab' ich nichts dagegen, daß du gehst.“

Um einzulassen, sagte er: „Ich werde nur eine halbe Stunde fortbleiben, auf dem Wege zum Holldorfschen Hause könnten wir ja gleich einmal den Bau besichtigen. Was meinen Sie, Schwiegerpapa, haben Sie Lust, mitzukommen?“

„Ich bin bereit.“

Sein frisches, rundes Gesicht strahlte. Man sah ihm an, er war versöhnt.

Hede gab es einen Stich, als sie es bemerkte, und Treu dachte: „Er ist eigentlich ein rührender Kerl.“ Aber als Schwiegervater war er ihm fatal, und es fiel ihm schwer, sich das nicht merken zu lassen.

Sie gingen zusammen durchs Tal. Vor dem Bau des neuen Hotels hielt Sie seinen Schritt an. „Das ist nun auch fertig und wird im Juni eröffnet. Wie es gehen wird, ist noch die Frage.“

Es war ein schöner, stattlicher Bau, wenn auch nicht so groß wie die „Waldlust“.

„Fürchten Sie nicht die Konkurrenz?“ fragte Treu.

Sie lächelte.

„I wo! Die „Waldlust“ kann nicht übertroffen werden. Und fester als dies“, er wies auf den Bau, „steht sie auch.“

„Wer ist der Besitzer des neuen Hotels?“

Daran sind verschiedene beteiligt, ein ganzes Konsortium. Der Hauptgeldgeber ist ein hiesiger Baumeister, ein gewisser Lot. Reicher Mensch, aber wüster Spekulant. Na, der kann zusehen, daß er sein Geld nicht los wird.“

Der Ausdruck seines Gesichtes verriet, daß er hoffe, es möchte dahin kommen.

Sie gingen weiter bis zum Kurhaus.

„Famos!“ bewunderte Treu.

Sie rieb sich die Hände, während er sich an seines Schwiegerohnes Überraschung freute.

„Fein, was?“

Treu nickte.

„Kann man hineingehen?“

„Ja, natürlich!“

Sie schritten durch die großen, weiten Räume, während Sie keine Erklärungen gab. Zum Schluß kam er

darauf zu sprechen, wie klein er einmal angefangen hatte.

„Ein Duzend Gäste konnte die „Waldlust“ nur aufnehmen. Da war natürlich nichts dabei zu holen, das meiste mußte der Ausschank bringen, und der brachte es. Abends hatte man die Bierstube knadend voll Menschen. Da wurde gepichelt. Damals brannte die „Waldlust“ noch ihren Sprit selbst. Was wir brannten, war gut und fand Absatz, nicht nur hier in Wienrode. Unsere Schnäpse gingen in die Großstädte. Ja, ja, tummeln mußte ich mich, bis ich hoch war. Vor zwanzig Jahren stand ich noch hinterm Ausschank, zapfte mein Bier selbst und gab jedem einen Kümmel ein, der es wünschte.“

Es schien, als ob Treu nicht mehr zuhörte, er sah sich langsam um, seine Mundwinkel waren auf einmal wie im Etel herabgezogen.

„Ja, entschuldigen Sie, ich muß nun gehen“, sagte er endlich.

Sie erzählte seiner Frau und Tochter: „Ihr hättet Bennos Überraschung sehen sollen, mit der er das Kurhaus betrachtet hat. Ich mußte ihm alles zeigen, alles erklären, er kam aus dem Staunen nicht heraus. Zuletzt hab' ich ihm aus der Zeit erzählt, als die „Waldlust“ noch klein war, wie wir noch selbst unseren Sprit brannten, unsere Schnäpse mischten, ich eigenhändig das Bier zapfte.“

„Aber Papa, wozu brauchte er das zu wissen“, sagte Hede unwillig.

„Warum soll er es nicht wissen, es hat ihn sehr interessiert.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann, der auf der Bühne stand

Von Heinz Biermann.

Ein Subjekt, von dem der alte Morris Winter selbst nicht wußte, woher es stammte — ein schäbiges, heruntergekommenes Subjekt mit schiefen Schultern und triefenden Augen und allzu großen, etwas zitternden Händen und unruhigem Gesicht, dies Subjekt, welches man Johnny nannte und in dessen Schädel man ebensowenig hineinschauen konnte wie in seine Vergangenheit, war nun zwanzig Jahre bei dem alten Morris im Dienst. Damals war das Geschäft noch besser gewesen. Morris Winters Pfandleihhaus, das war damals die letzte Rettung von Hunderten im dunklen Ostviertel von London; damals standen sie oft stunden- und tagelang vor der kleinen Kellertür und warteten, warteten. Damals — das war noch eine Zeit, da gab's noch keine Organisationen und keine Fabriken, die Arbeitsmöglichkeiten waren beschränkt, und jeden Augenblick wurde mal einer erwischt, der da in diesen Gassen hauste. Damals kamen die Frauen alle Augenblick mal zu Morris Winter und brachten die wenigen Stücke kleiner Haushalte in den finsternen Kellern. Morris Winter kannte alle und alles, Morris Winter wußte von allen Hinterhältigkeiten und trümmigen Dingen, er kannte die Geschichte jedes gestohlenen Objektes, aber er schwieg, und von ihm hat nie ein Polizeispittel ein Wort erfahren.

An einem solchen Abend aber, man konnte ihn beinahe schon Nacht nennen, denn der dicke Nebel, der von der Themse herüberwallte, machte selbst das Licht der wenigen trüben Gaslaternen wirkungslos, da kam plötzlich einer in den Keller — in der Tür blieb er stehen, rang nach Luft, nach Atem, wollte schreien, konnte nicht, fuhr sich mit der Hand an die Kehle und konnte dann immer nur hervorleuchten: „Hilf, hilf mir, hilf mir!“ Der alte Morris Winter hat sich den Mann angesehen und ist aus dem Dunkel des Kellers hervorgetreten wie eine Spinne, und dann hat er ihn, ohne ein Wort zu sprechen, hinter ein paar Ballen verstaubt, so daß ihn niemand gefunden hat, weder die Polizei, noch die Hunde. Und Johnny ist bei Morris Winter geblieben, als Knecht, als Gefährte, als Gehilfe oder, wie man es nehmen will, als Bruder.

Johnny hat seine Arbeit getan, ohne viel zu sprechen. Er hat sein Essen bekommen und ab und zu auch ein wenig Geld, und die beiden Männer haben sich ausgezeichnet verstanden, keiner wußte um die tieferen Gedanken des andern. Sie saßen zusammen mit ihren dünnen, blutleeren Lippen, und haben wenig gesprochen und viel Geld gerafft, und sonst haben sie eigentlich nichts getan als geschlafen und ab und zu mal getrunken.

Eines Morgens aber ist eine Frau in den Keller gekommen, nicht sehr schön, nicht sehr auffallend, aber eben eine Frau, die anders war als diejenigen, die man in diesem Viertel sah; sie war scheu und hastig und hatte heftige Bewegungen und kleine, hübsche Hände, sie war angezogen wie

eine wirkliche Dame, von deren man in Büchern liest, und sie hat einen kleinen Ring versehen wollen. Der alte Morris schloß schon und Johnny war nur noch im Laden. Da ist nun eine eigenartige Geschichte geschehen. Der Keller ganz dunkel in seinen Dimensionen, nur in der Mitte des Raumes durch eine kleine, gelbe Gaslampe mühsam und zitternd erhellt, und hinter der Tonant unter der Lampe der alte Johnny mit seinen zitternden Fingern und hängenden Schultern. Die Frau hat gesagt: „Ich muß zwei Pfund haben.“ Johnny hat gelacht. „Ich gebe acht Schillinge“, hat er gesagt. „Zwei Pfund“, hat die Dame gebeten, und sie hat ihn angesehen, und als er nichts sagte, nur mit dem Kopf schüttelte, gleichgültig wie seit zwanzig Jahren, ohne Anteilnahme an dem Schicksal vor sich, da hat sie, die Dame mit den kleinen, hübschen, weißen Fingerringen, seine harten Hände berührt, und sie hat sich vorgebeugt, um ihn besser ansehen zu können, und sie hat gesagt: „Zwei Pfund, zwei Pfund!“ Ob nun der seltsame Duft nach eigenartigen Blumen, der von der Dame kam, ihn verwirrte oder waren es vielleicht gar diese kleinen Finger, wer kann es wissen. Der Johnny hat plötzlich zugedrückt, er hat die Hände der Dame an sich gerissen und hat vor ihr gestanden und hat ihr ins Gesicht gestarrt und hat gesagt: „Zwei Pfund, gut — zwei Pfund, aber eine Bedingung!“ — „Welche Bedingung?“ hat die Dame gefragt. — „Sie müssen einmal mit mir ausgehen, einmal. Ich will auch die Welt sehen, mich kleiden, daß Sie sich meiner nicht zu schämen brauchen — ich will nur einmal so, wie man es liest, mit einer Dame souperen — in einem Raum voll Licht und weißen Tüchern auf den Tischen, und Gläsern und Wein, ich will noch ein einziges Mal die Welt sich vor mir abspielen sehen, dort, wo sie schön ist. Zwei Pfund und die Bedingung — oder nichts, wählen Sie.“ — Und die Dame hat gewächelt und hat die zwei Pfund genommen.

Der alte Morris Winter hat geschlafen und Johnny dann auch. Er hat das Lämpchen ausgedreht und sich auf die Lumpen geworfen, die seine Lagerstatt waren.

Zwei Tage später hat Morris Winter gesagt: „Johnny“, hat er gesagt, „heute bist du zwanzig Jahre bei mir, und nun wollen wir feiern. Wünsch dir was, Johnny.“ Und er hat den Produkthändler Storton eingeladen und seine Frau, und den Schuhmacher Wilsburn und diesen und jenen und die ganze Nachbarschaft. Sie haben gefeiert, und Morris Winter hat den Laden zugemacht und Kerzen überall angezündet, so daß der ganze Keller hell erleuchtet war, sogar aufgeräumt hat er, und dann ist ein Fäßchen Bier gekommen, wahrhaftig ein ganzes Fäßchen, und sie haben gefeiert.

Da ist Johnny aufgestanden und hat gesagt: „Sie haben mir einen Wunsch offen gelassen.“ Er ist in den Nebenraum gegangen, wo all die verfallenen Kleider gehangen haben, und er hat sich die schönsten Kleider herausgesucht und diejenigen, die ihm am besten passten, und Lackstiefe und Socken und eine Brillantnadel, wie sie die großen Herren tragen, und einen Schlips und einen Hut und eben alles. Er hat sich gewaschen eine ganze Stunde lang, und dann hat er sich umgekleidet und ist so zu Morris Winter gegangen und hat gesagt: „Am Mitternacht bin ich zurück.“

An der Ecke, an der sie sich verabredet hatten, haben sie sich nun wirklich getroffen. Sie hat ihn erkannt und angesehen und hat ihm dann vorgeschlagen, gemeinsam ein Kabarett zu besuchen. Er war mit allem einverstanden. Und so sind sie dann in das Kabarett Newtimes gegangen. Auf dem Weg haben sie wenig gesprochen. Er hat gedacht: Sie ist stumm vor Entzücken, wie schön und elegant ich aussehe. — Sie aber hat gedacht: was fange ich bloß mit diesem Menschen an, wie ist er unmöglich angezogen, wie kann man einen grünen Schlips und rote Socken tragen! Ach, hat sie gedacht, was fange ich nur mit ihm an, aber ich habe es ihm versprochen, und dieser Abend gehört ihm. Sie sind nebeneinander hergegangen, und alle Menschen in den vornehmen Vierteln hat er angeblickt, als wenn er sagen wollte: seht her, ich bin einer von euch, und habe ich nicht eine entzückende Freundin?

Im Kabarett Newtimes haben sie dann zusammen gefessen, aber er war ungeschickt, er hat ein Glas umgestoßen, und nun wurde er hilflos und immer hilfloser unter den Blicken, die auf ihm ruhten. Eine heftige Bemerkung seiner Begleiterin hatte ihn vollends kopfscheu gemacht, und so sah er da gänzlich hilflos und wagte kein Wort mehr zu sprechen. Der Dame wurde es schließlich zu langweilig. „Johnny“, sagte sie dann, „seien Sie gut, Johnny, wollen Sie mir einen Gefallen tun?“ — „Ja, ja“, entgegnete er voll Hoffnung und Freude. — „Gehen Sie hinauf auf die Bühne“, sagte sie, „fragen Sie nach dem Schauspieler Germain und bitten Sie ihn zu mir.“ — Er ist gegangen.

Und nun geschah jenes eigenartige Vorkommnis, das bis heute noch nicht ganz geklärt werden konnte. Johnny ging über die Bühne in einem Augenblick allgemeiner Verwirrung, um den Schauspieler Germain zu suchen; in dieser Sekunde, infolge einer mißverständlichen Anordnung, wurde

der Vorhang aufgezogen — ein Teil der auf der Bühne Stehenden, die damit vertraut waren, konnte flüchten, nur Johnny, der Johnny mit den hängenden Schultern und den blaffen Lippen, der Johnny blieb stehen, sah vor sich plötzlich den weiten Saal und das Publikum, das auf ihn schaute, ihn, den lächerlichen Tragöden mit dem unmöglichen Anzug und den zitternden Händen. „Seht, der Clown“, schrie einer, und das ganze Publikum lachte und amüsierte sich. Johnny stand da, mit jeder seiner verzweifeltsten und hilflosen Bewegungen wurde das Gelächter des Publikums wilder und der allgemeine Jubel größer, er blickte um sich in seiner ratlosen Verzweiflung, da sah er sie, und sie hat auch gelacht.

Wie Johnny in dieser Nacht den Heimweg gefunden hat, weiß er nicht. Als er daheim angekommen war, hat er sich still umgezogen, alle die guten Sachen wieder auf die Bügel oder in die Kasten gepackt, dann hat er, während nebenan der alte Morris Winter und seine Besessene lärmend um ihn feierten, sich auf seine Lumpen geworfen und geweint.

Die Sonnenbesitzer.

(Aus Überlieferungen der Tachi-Yotuts-Indianer, südliches Kalifornien.)

Erzählt von Hans Rudolf Nieder.

In einer verlorenen Gegend im Gebiet des Küstengebietes steht eine merkwürdige Reihe großer Steine. Die Felsen ragen aufrecht und sind ungefähr von gleicher Höhe; sie bilden zusammen einen weiten Kreis um eine leere Mitte.

Vor langer Zeit lebte hier ein Stamm Menschen im alleinigen Besitz der Sonne. Ein Kreis von Wächtern umgab beständig den Lichtball; sie hielten ihn ein wenig über Kopfhöhe, so daß genug Strahlen hinaus über die Erde fielen, der größte Teil aber im Kreise blieb.

Der Stamm der Sonnenbesitzer war mächtig über alle anderen Stämme; denn keine Macht ist so groß wie der Sonnenszauber. Darum wurden sie von allen Völkern als die Stärksten anerkannt; jeder ordnete sich willig und selbstverständlich in seinen Platz; es gab keinen Reid und keinen Streit. Auf der ganzen Erde war Ordnung und Friede.

Aber der Coyote und der Adler stahlen die Sonne. Mit List stahlen sie die Sonne. Behalten konnten sie sie nicht. Der Adler bekam etwas von dem Sonnenszauber, der Coyote nur sehr wenig.

Die Sonnenbesitzer hatten nun ihren Zauber verloren. Die Sonne stand frei am Himmel; jeder konnte trachten, ihre große Macht zu gewinnen. Alle kleineren und größeren Mächte regten sich und fügten an, einander zu bekämpfen. Niemand war mehr stark genug, Herr zu sein über alle, und so wollten alle für sich Herren sein. Seitdem kam die große Unordnung und der Krieg über die Erde.

Die Sonnenwächter verwandelten sich aus Gram über ihren Verlust zu Stein. Wenn man heute in den Kreis der Felsen tritt und sie anredet, tönt aus ihnen traurig klingender Schall, das ist ihr Klagelied. Doch man gelangt nicht leicht in jene Gegend des Gebirges. Kommt ein Wanderer in die Nähe, so treffen ihn Wind, Regen und Sturm; meist schwenkt er ab in eines der geschützten Seitentäler.

Der Stamm der Sonnenbesitzer hat sich über die Erde zerstreut. Es gibt noch immer Menschen, die fühlen, die Sonne gehöre ihnen allein. Sie könnten aber ihren Anspruch nie zur Geltung bringen, denn jetzt will ja jede Klapperschlange ihr Recht auf die Sonne.

☪☪☪ Scherz und Spott ☪☪☪

Etwas Tiefes. „Ich möchte gern ein ernstes Buch haben“, sagte der Kunde zu der hübschen Verkäuferin. „Etwas recht Tiefes, wenn Sie haben.“ — „Dürfte das tief genug sein?“ fragte sie nach längerem Nachsinnen. „Es heißt: 20 000 Meilen unter dem Meer.“

Zur Probe. Der Arzt erhielt einen dringenden Anruf von einem jungen Ehepaar, das vor kurzem mit dem ersten Kind beschenkt worden war. In aller Eile machte er sich auf, und als er ankam, sah er den jungen Vater in der Tür stehen, die Uhr in der Hand. „Wer ist denn krank?“ fragte er atemlos. — „Bis jetzt noch niemand“, erwiderte der glückliche Vater. „Aber meine Frau wollte so gern wissen, wie rasch sie herkommen könnten, wenn Baby plötzlich krank würde. Sie haben es in 7½ Minuten geschafft.“

Der Gipsel der Gemeinheit. „Der gemeinste Mann von heute ist der Gatte, der seine Frau im Nacken rasieren soll und der dazu ein Rasiermesser nimmt, mit dem er sich schon seinen Bleistift angespitzt hat.“



Ungebetene Gäste unserer Zimmerpflanzen im Winter.

Im allgemeinen geht es unseren Zimmerpflanzen nicht besonders gut in unseren Wohnräumen während des Winters auch selbst bei bester Pflege nicht. Sie fühlen sich in der meist zu trockenen und dazu noch recht warmen Zimmerluft recht unbehaglich und sehnen das Frühjahr herbei, wo sie wieder frische, stärkende Luft atmen können. Ihr Unbehagen wird noch durch eine Anzahl ungebetener Gäste, Schädlinge, die auf ihnen schwarzen, vergrößert. Diesem Ungeziefer sagt die trockene Luft außerordentlich zu, und es gedeiht, von den Pflanzen gut versorgt, dann auch ganz vortrefflich. Zudem kann es sich, da es meist von den Uneingeweihten übersehen wird, unter den günstigen Verhältnissen ungehindert vermehren. Da diese Vermehrung bei den einzelnen Arten dieser Schädlinge sehr stark ist, so ist es erklärlich, daß die Topfpflanzen bald schwer unter ihnen zu leiden haben und schließlich dahin stehen oder gar zugrunde gehen müssen. Bei unseren Zimmerpflanzen kommen hauptsächlich die Blatt- und Schildläuse und als Dritte im Bunde die schwarze Fliege (Thrips) in Betracht.

Am bekanntesten sind wohl die Blattläuse, von denen es verschiedene Arten, grüne, graue und schwarze gibt. Aber in ihrer Lebensweise gleichen sie sich alle: sie schwarzen vorzugsweise auf jungen Trieben, denen sie den Saft entziehen. Durch ihre honigartigen Ausscheidungen verkleben sie die Spaltöffnungen der Oberhaut und verhindern auf diese Weise den Eintritt der Luft. Durch ihre starke Vermehrung können sie daher den Pflanzen großen Schaden zufügen.

Weniger, aber immer noch genug schädigen die Schildläuse unsere Pflanzen. Sie haben die Form eines runden oder länglichen Schildes, das fest auf der Unterlage anhaftet und meist in der Farbe mit dieser übereinstimmt, so daß sie oft nur schwer erkennbar sind. Sie siedeln sich gern auf dem alten Holze an, befallen aber auch häufig die Blätter und selbst die jungen Triebe. Mit Vorliebe suchen sie den Oleander und Lorbeer heim, wo sie auf der Unterseite der Blätter in großer Zahl anzutreffen sind. Auch diese Tiere vermehren sich stark. Die Weibchen legen nach der Begattung Eier unter ihr Schild, das sie schützt, bis die Larven austreten.

Am gefährlichsten ist unsern Zimmerpflanzen die schwarze Fliege, auch Thrips genannt. Ein nur winzig kleines Insekt, das kaum mit dem unbewaffneten Auge, zumal es tagsüber sich auf der Unterseite der Blätter zu verbergen weiß, zu erkennen ist. Hier schabt es mit seinen Ferkwerkzeugen die Oberhaut des Blattes ab und saugt dann dessen Saft aus. In ihrer großen Zahl, in der sie die Blätter bearbeiten, beginnen diese bald zu erblässen, welken und sterben ab. Vorzugsweise stellt sich der Thrips auf Azalien, Alpenveilchen, Farnen, Gummibäumen und Palmen ein. Also bei ihnen besonders auf diesen Schädling achten!

Die drei genannten Schädlinge können durch die gleichen Bekämpfungsmittel erledigt werden. Bewährt hat sich Tabakbrühe, die man aus gekochtem Tabak einer geringwertigen Sorte gewinnt. Die Brühe verdünnt man noch mit Wasser, daß sie nicht zu scharf wird. Damit bespritzt man die befallenen Pflanzen oder taucht bei kleineren gleich die ganze Krone in die Lösung ein. Pflanzen mit großen Blättern wäscht man besser mit einem in die Tabaklösung getauchten Schwamm ab. Nach der Behandlung mit der Tabaklösung sind die Pflanzen mit reinem Wasser abzugeben. Da nur zu leicht die Gefahr besteht, die Tabaklösung zu stark anzusetzen, die dann den Pflanzen schädlich werden könnte, so ist ratsamer an ihrer Stelle eine einprozentige Seifenlösung zur Bekämpfung der Schädlinge zu verwenden.

Zimmer wieder aber muß darauf hingewiesen werden, daß die Pflanzen in mäßig warme, am besten ungeheizte Räume zu stellen und diese in den Mittagsstunden bei gelindem Wetter zu lüften sind. Sehr zu empfehlen ist das öftere Abwaschen — jede Woche einmal — mit lauwarmem Wasser, dem man etwas grüne Seife zufügt. Nach einigen Stunden sind dann die Pflanzen mit reinem Wasser nochmals abzuwaschen. Bei so gepflegten Pflanzen stellt sich so leicht kein Ungeziefer ein.

Die Pflegeder Beerensträucher im Winter

Keineswegs darf man die Johannis- und Stachelbeeren sich selbst überlassen in der Meinung, daß sie auch ohne besondere Pflege befriedigende Erträge brächten. Eine Vernachlässigung der Sträucher würde schon in wenigen Jahren zu demart dicht verwachsenen Kronen führen, daß sich dadurch ihre Fruchtbarkeit gar bald verminderte. Um eine solche Verwilderung zu vermeiden, müssen die Sträucher mindestens alle drei Jahre gehörig unter die Schere genommen oder, wie der Gärtner zu sagen pflegt, verjüngt werden. Darunter versteht man die Entfernung des alten Holzes, das doch keine rechte Triebkraft mehr hat, den anderen noch fruchtbaren Zweigen Licht und Luft wegnimmt und die jungen Triebe in ihrer Entwicklung hemmt. Die alten Zweige, die meist mit Moos und Flechten bedeckt sind, nehme man dicht über den Boden weg, so daß keine Stümpfe stehen bleiben. Es ist jedoch ratsam, nicht zu radikal auf einmal vorzugehen und sich nur auf das Entfernen von drei bis höchstens vier der alten Zweigen vorerst zu beschränken. Als Ersatz läßt man ebenso viele junge kräftige Triebe stehen, während alle schwächlichen der Schere anheimfallen. Auf diese Weise erneuert man allmählich die Sträucher oder verjüngt sie, ein empfehlenswertes Verfahren, das Wachstum und Tragbarkeit von neuem aniaht und die Beeren größer und schmackhafter werden läßt.

Damit soll man sich indessen nicht begnügen. Alljährlich sind die Sträucher einer genauen Durchsicht zu unterziehen und dabei namentlich bei älteren Stöcken alles kranke und dürre Holz zu beseitigen. Ebenso schneide man die sich kreuzenden und die in die Krone hineinwachsenden Triebe hinweg, lichte also die Sträucher mit einem Worte aus.

Im allgemeinen soll man die Johannisbeersträucher nicht zurückschneiden, zumal die roten Sorten einen Rückschnitt ihrer Zweige nicht gut vertragen. Anders bei den weißen Johannisbeersträuchern. Da dieselben namentlich im leichten Boden oft reichliche Mengen Trauben, leider aber in solchen Fällen mit kleinen, dürrigen Beeren hervorbringen, so ist um deswillen ein Kürzen der einjährigen Zweige um 1 bis 2 Knospen angebracht, wenn man vollkommen ausgebildete Trauben mit schönen, schmackhaften Beeren erzielen will. Allerdings wird dann die Ernte etwas geschmälert. Der Rückschnitt darf jedoch erst im Januar oder Februar ausgeführt werden, während man das Auslichten schon im Spätsommer oder Herbst vornehmen kann.

Zur sachgemäßen Pflege der Beerensträucher gehört auch eine öftere Bodenlockerung, die vor allen Dingen bald nach der Ernte, da dann der Boden durch das Pflücken der Beeren festgetreten wurde, vorgenommen werden sollte. Ihr solat im Herbst eine weite Lockerung mit der eine Düngung mit Stallmist zu verbinden ist. In beiden Fällen darf der Boden besonders in der Nähe der Sträucher nur recht flach umgepachtet werden, damit die Wurzeln nicht beschädigt werden. Zur Ergänzung der im Stallmist nur spärlich vorhandenen Nährstoffe, Kali und Phosphorsäure sollte man vor allem im Herbst oder im Laufe des Winters Thomasmehl und Kalknitrat, je eine Handvoll um jeden Strauch vor der Bodenlockerung streuen und diese Nährsalze beim Umgraben in die Erde bringen. Namentlich wirkt die Phosphorsäure in dem Thomasmehl günstig auf die Fruchtentwicklung. Statt dieser Nährsalze kann man auch im Frühjahr den sehr günstig wirkenden Bolldünger „Nitrophoska“ geben.

Zum Schluß sei noch empfohlen, die Beerensträucher, um sie in gutem Wachstum zu erhalten, anzuhäufeln. Allerdings dürfte hierzu die Erde, die man aus der näheren Umgebung der Büsche zu diesem Zwecke nimmt, nur zum Teil genügen. Besser fährt man mit nährhafter Komposterde, die man zu einem schwachen Hügel um die unteren Zweige schüttet, so daß ihre Ursprungsstelle handhoch davon bedeckt werden. Dadurch entwickeln sich an den mit Erde bedeckten Zweigpartien neue Wurzeln und freudiges Wachstum neuer Triebe und erhöhte Fruchtbarkeit sind bald die Folge.

H. Cronberger Garten-Taschenbuch. Ein Jahrbuch für Gärtner und Gartenfreunde. (Verlag Samenhaus L. C. Kahl, Frankfurt a. M. 3.) Der hübsche Notizkalender der 6. gänzlich umgearbeiteten Auflage vorliegt, hat sich als ein nützlicher Ratgeber in gärtnerischen Kreisen eingebürgert. Auch von der neuen hübsch ausgestatteten Auflage wird jeder Gartenbesitzer entzückt und befriedigt sein.